



# ERWACHEN

Yannick Dreßen

Kurzgeschichte

## **Impressum**

**© 2015 Yannick Dreßen**

**Erstfassung 2008**

**[www.yannickdressen.de](http://www.yannickdressen.de)**

**G**eorg S. erwachte an jenem Morgen aus unruhigen Träumen in seinem Bett. Schweißperlen rannen ihm über das Gesicht. Sein ganzer Körper war nass. Er spürte, wie sein Nachthemd an ihm klebte, wie es wie eine zweite Haut an ihm haftete. Die Hämme seiner Mitmenschen schien ihn bis in den Schlaf verfolgt zu haben. Der Druck und der Stress, denen er in seinem noch jungen Leben ausgesetzt war, zollten ihren Tribut nun anscheinend auch nachts. Sofort setzte ein Gefühl von Scham ein und das immerwährende schlechte Gewissen begann ihn sogleich zu quälen.

Peinlich berührt dachte Georg zurück an früher, an damals, als er noch viel unbeschwerter gelebt hatte. Stets war er achtsam durch die Welt geschritten und hatte dabei seine Umwelt kleinlich beobachtet. Er hatte es geliebt, die Welt und seine Abläufe zu mustern. Im Gewöhnlichen hatte er Wunder gesehen, die tiefen Eindruck in ihm hinterlassen hatten. Er hatte hinter die Dinge blicken wollen, hatte beobachtet, um zu verstehen, hatte alles untersucht, um zu begreifen. Lange hatte er sich mit ganz alltäglichen Dingen beschäftigen können, die eine ungeheure Faszination auf ihn ausübten. Er wollte verstehen, doch er traf auf kein Verständnis. Denn Faszination am Leben war eine Ungewöhnlichkeit und diese Ungewöhnlichkeit machte ihn schnell

zum Einsiedler. Das war ebenjene Zeit, in der sein Außenseitertum begann. Voll Spott und beißender Ironie wurde er von seinen Mitschülern rasch *der Wachsame* gerufen. Sie sahen in ihm einen seltsamen Jungen, einen Sonderling, mit dem etwas nicht ganz stimmte. Heute zog sich Georg deshalb oft in seine eigene Welt zurück, in der er verschlossen lebte. Niemand fand mehr den Weg in dieses Reich. Der Eintritt war versperrt.

Dieser Tag sollte jedoch der letzte in seinem Zustand werden. Denn dieser Tag war angebrochen, um alles zu verändern.

Georg schüttelte sich. Sein Blick schweifte zum Wecker. Unter Herzklopfen und angstvollem Schwitzen befürchtete er, verschlafen zu haben und dadurch wieder zu spät zur Schule zu kommen. Es hätte den Zorn der Lehrer nur noch mehr auf ihn gezogen. Im Laufe des Jahres hatte er sich von ihrem Wohlgefallen so weit entfernt, dass er den Stand des Klassenprimus schon lange eingebüßt hatte. Innerhalb weniger Monate war er in der schulinternen Hierarchie bis auf den letzten Platz zurückgefallen.

Verwundert und zugleich beruhigend nahm er jedoch zur Kenntnis, dass er eine halbe Stunde vor dem Klingeln des Weckers aufgewacht war. Er musste sich also nicht beeilen. Eine gegensätzliche Nachricht hätte ihn allerdings nicht schwer unter Druck gesetzt, denn er war es leid, Anforderungen anderer zu erfüllen. Er war es leid, täglich diese Schule aufzusuchen, zu der ihn nur äußere Umstände zwangen.

Etwas hatte ihn befallen. Etwas, das sein Herz, sein Wesen einnahm, es besetzte und dirigierte. Seither war er nicht mehr der Gleiche. Er vernachlässigte die Schule und versäumte eine Vielzahl

an Unterrichtsstunden. Der Grund hierzu lag in seinen romanhaften Grillen. Sie hatten ihn befallen wie eine Krankheit und im Sturm erobert. Beinahe ein Jahr suchten sie ihn schon auf und wussten ihn abzulenken. Das Lernpensum war in dieser Zeit jedoch uneinholbar vorangeschritten. Georg hing den schulischen Erwartungen hinterher. Er vermochte sie nicht mehr zu erfüllen und schien sie hinter sich her zu schleppen wie eine mörderische Last. Nur zu oft hatten die Lehrer seinen Eltern ein aufkeimendes Übel bescheinigt, das Besitz von dem einstigen Musterschüler eingenommen habe. Es sei ein ärgerliches Übel, dem entgegen gewirkt werden müsse, um Schlimmeres zu verhindern, ein Übel, das in seiner Phantasie wurzle und genau diese zu oft ans Tageslicht fördere.

Diese romanhaften Grillen hatten sich langsam aber kontinuierlich in Georgs Geist eingeschlichen. Sie regten sich bereits seit dem Tage, als er erkannt hatte, dass der menschliche Verstand ein Konstrukt sei. Die Erkenntnis hatte ihn zutiefst bestürzt. Die Grenzen seines Geistes waren seitdem offen für allerlei Phantastereien. Die Grillen, die ihn nun leicht überrennen konnten, nährten sich von der Welt, in der Georg lebte und die ihn in seiner freien Entfaltung stets mehr einengte. Sie wussten ihren Durst an der alltäglichen Welt zu stillen, so dass sie tatsächlich zu einer mächtigen Erscheinung in ihm herangewachsen waren. Vermochte Georg in seinen jüngeren Tagen noch durch eifriges Lernen, durch die Anhäufung menschlichen Wissens, ihrem starken Wachstum Einhalt zu gebieten, so konnte er es nun immer weniger. Früher hatte er jene Erscheinungen in sein tiefstes Inneres verbannt, aus dem es nur hier und da mit glühenden Augen zu spähen schien, als flüsterte es auf

eine unheimliche Weise, zugleich mahnend und erinnernd, es sei noch da und könne sich jeder Zeit erheben. Nun aber misslang ihm diese Bannung, je mehr er in den festgeschriebenen Formen und Bahnen verharrte, die andere ihm wiesen, je mehr er lediglich Instruktionen seiner Mitmenschen zu erfüllen versuchte. Der enorme Fleiß und die unglaublich hohe Konzentration, die ihn vor seinen Mitschülern ausgezeichnet hatte, schwand mit den außerschulischen Erfahrungen. Seine Schulkameraden hatten ihn immer als Streber bezeichnet, seine Lehrer und besonders sein Vater hatten in ihm schon einen künftigen Gelehrten und Professoren gesehen. Nun war er nichts mehr von beidem.

In der spärlichen Zeit des frühen Abends, den er zur freien Verfügung nutzen durfte, hatte er den romanhaften Grillen den Weg bereitet. Es war ein kurzes Aufatmen gewesen, ein wenig Ruhe, die er genießen durfte. Vorher hatte er nämlich den Unterricht vor- und nachbereiten müssen. Nach dem Abendessen hatte er sich schließlich noch in die Lektüre mancher Schriften der klügsten Köpfe vertiefen sollen, in die Gedanken der interessantesten Menschen, die diese Welt erblicken durfte. Allein diese kurze Ruhepause am Abend war zu seiner freien Entfaltung verblieben. Und in ebenjenen hatte seine Phantasie desto toller gesprüht, bis sie ihn schließlich verschlungen hatte.

Als der Umstand bemerkt wurde, war es bereits zu spät.

Seine unterdrückten Grillen hatten sich aus der Verbannung befreit und bemächtigten sich nun seines Innern. Fortan lernte er nicht mehr. Der von außen gelenkte Wille trat immer mehr in seinen inneren Schatten zurück. So hatte er sogar bald begonnen, die

allabendliche, von seinem Vater schon zurecht gelegte Lektüre nicht mehr zu lesen. Bald vertat er auch die Zeit zur Aufarbeitung des Unterrichts mit tiefsinnigen Fragen. Nach einer Weile fiel er so weit hinter seine Mitschüler zurück, über die er doch zuvor mit Stolz und gleichzeitiger Melancholie gethront hatte, dass man seiner überdrüssig wurde.

Seine Verwandlung blieb natürlich nicht unbeobachtet. Von seinen Lehrern wurde er mit Schimpf und Schande überzogen. Dabei hatten sie ihn bereits als künftigen Repräsentanten der kleinen Stadt gewähnt. Vor seiner Veränderung war er besser als alle Altersgenossen gewesen, sogar als mancher Student. Nun fiel er immer weiter ab. Aus diesem Grunde hatten sie ein ernstes Gespräch mit seinem Vater geführt. Sie wollten alle Möglichkeiten erörtern, wie diesem Verhängnis entgegen zu steuern sei. Nach kurzer Beratung hatten sie schließlich eine Lösung gefunden. Sie kamen in einem noch strafferen Zeitplan für Georgs Studien überein, der sorgfältiges Lernen und wenige Ruhepausen verband. Dadurch wollte man ihm für Grillen jener Art keinen Zufluchtsort mehr schenken. Sie waren überzeugt, dass diese Erscheinungen nur aus Langeweile und privatem Vergnügen geboren seien. Man wollte seine Gedanken wieder auf das Wesentliche des Lebens fokussieren. Man wollte seine Aufmerksamkeit auf die Wissbegierde bündeln, so dass aus ihm einmal etwas recht Anständiges würde.

Je mehr Georg jedoch erlernen sollte, je schmerzvoller er unter diesem Plan litt, den seine Lehrer mit seinen Eltern für sein anscheinendes Wohl und für seine scheinbar glorreiche Zukunft aufgestellt hatten, desto mehr gewann die Erscheinung in ihm die

Oberhand. Sie veranlasste ihn, sich gegen die von außen an ihm zerrenden Forderungen zu sträuben. Sie hielt ihn an, sich gegen die Hände aufzulehnen, die ihm stets einen vorgezeichneten Weg wiesen. Auf diese Weise kapselte er sich mit jedem neuen Tag weiter von den Menschen ab, die ihn umgaben. Und bald schon verfiel er seiner eigenen Welt, die er sich als letzte Zuflucht schuf. Eine Zuflucht für das Leben.

Als seine Wegbereiter sahen, dass sie mit ihrem Plan nichts ausrichten konnten, schlossen sie einen Kompromiss. Immer noch hofften sie, Georg zurück auf gerade Bahnen zu lenken und in ihm das lodernde Feuer zu löschen, das seine Grillen entfacht hatte und das in seinem Geist wütete. Nachdem er sich aber vollends den Anforderungen entzogen und dem betriebsamen Leben den Rücken zugewendet hatte, kamen sie darin überein, Georg ein wenig Zeit für sich zu geben. In der Ruhe wollte man ihn merken lassen, welche Unruhe und Sinnlosigkeit sie beherberge. Er sollte nach einer kurzen Weile selbst einsehen, was ihm fehle und wie dieser Sinnlosigkeit am besten entgegen zu steuern sei. Er sollte sich wieder von allein dem Lernen und dem Fleiß hingeben, ja er sollte selbst einsehen, dass ihm nur so das Leben später etwas zu bieten hätte und er dadurch dem Leben einen hohen Sinn verleihen könnte.

Doch der Augenblick seiner Reue und Bekehrung blieb aus.

Zwar hatte er sich aus dem tiefsten Tal befreit und wieder ein wenig zu lernen begonnen, an seine genialen Zeiten vermochte er jedoch nicht mehr anzuknüpfen. So bewirkte er lediglich mit Mühe und Not die Versetzung in das neue Schuljahr. Seine Lehrer waren schnell überzeugt, Georg zu seiner früheren Zeit überschätzt zu



haben. Aus dieser Einschätzung erwuchs schließlich ein spürbares Desinteresse an seiner Person. Seine Lehrer hatten ihn mittlerweile aufgegeben und begutachteten nur kopfschüttelnd seinen Weg. Sie behandelten ihn, als hätte er sich eines Mordes schuldig gemacht, als wäre er ein Straftäter, der Schlimmes angerichtet hätte. Die Pädagogen strafte den einst bereits Gefeierte also fortan mit abweisender Gleichgültigkeit.

Auch der Vater, der Georg seit frühester Kindheit gefordert und gefördert hatte, verlor den Glauben an seinen Sohn. Obwohl er noch lange um ihn gekämpft hatte, ließ er bald von ihm ab. Seine Bekehrungsversuche, dass der eingeschlagene Weg ihm nur Unheil bringe, dass er auf ihn hören und sich wieder dem Studium versprechen solle, wenn er es einmal zu etwas in seinem Leben bringen wolle, schlugen fehl. Mit der Dauer seines Zustandes gab er die Hoffnung auf. Er verstand nicht, wie solch ein Junge solch eine Wandlung durchleben konnte. Er wusste, dass sein Sohn es im Leben zu etwas Großem, zu etwas Außerordentlichem hätte bringen können. Doch nun war alles vorbei. Er war zutiefst enttäuscht, so viel Energie und Kraft in Georg gesteckt zu haben. Er war von sich selbst enttäuscht, ihn nicht auf dem geraden Weg gehalten zu haben. Er machte sich Vorwürfe und zerging in Selbstmitleid. Daraus erwuchs schließlich Wut und Aggression, so dass er seinen Sohn mit Nichtachtung strafte. Er hatte ihm nichts mehr zu sagen und wollte ihn am liebsten zur Einsicht prügeln. Doch er schüttelte nur den Kopf und war wütend. Kein Wort sprach er mehr mit seinem Sohn, von dem er sich wünschte, er wäre nie geboren. Das Verhältnis war zerrüttet. Der Familienfrieden war gebrochen.

Tief war Georg in seinen Gedanken versunken, die ihm noch mal alle Ereignisse bis zu jenem Tag vor Augen geführt hatten. Müde blickte er schließlich erneut zum Wecker. Es dauerte eine Weile, bis sich die Zeiger auf dem Ziffernblatt in seinem Kopf zu einer Uhrzeit zusammensetzten. Dann bemerkte er plötzlich, dass er die Zeit vertändelt hatte. Er musste sich beeilen, wollte er noch den Schulbus bekommen, um somit wenigstens pünktlich zum Unterricht zu erscheinen.

Wie jedoch der Stern über seinem Haupt bereits seit einem Jahr zu sinken begann, so verpasste er auch an jenem Tag den Bus. Obwohl er sich rasch gewaschen und angezogen hatte, obwohl er sogar auf sein Frühstück verzichtet hatte und zur Haltestelle gehetzt war, fuhr ihm der Bus vor der Nase davon. Er wusste nicht, ob es durch eigenes Ungeschick passiert war oder durch eine fremde Macht, die sein Schicksal leitete. Seine Mitschüler hatten ihn bereits von weitem anlaufen sehen. Sie machten den Fahrer aber nicht auf den Nachkömmling aufmerksam, sondern schnitten Georg hämisch und voll Schadenfreude Grimassen.

So stand er also auf der Straße. Das Lamentieren seiner Lehrer hatte er bereits im Ohr. Sie würden ihn beschimpfen, sie würden ihn zornig fragen, was er sich eigentlich einbilde, schon wieder zu spät zu kommen. Sie würden ihn zurechtweisen, was denn aus ihm mal werden solle, aus so einem Nichtsnutz. Es würde schließlich in der gleichgültigen Züchtigung enden, dass aus ihm sowieso nichts werde, dass er am besten gleich zu Hause bleiben und sich bis an sein Lebensende im Keller einsperren solle.

Resigniert machte er sich zu Fuß auf den Weg zur Schule. Erste Bauchschmerzen setzten ein. Die Schule war für ihn zu einem Ort der Folter und Peinigung verkommen.

Auf dem Weg zu seinem Kerker, in dem seine Folterknechte schon sehnsüchtig auf ihn warteten, um ihn rechtmäßig und mit einem gewissen Anteil von Freude zu bestrafen, hing er vielen Gedanken hinterher. Sie drehten sich um das Mysterium, das man Leben nannte. Sein ganzer Verstand kreiste seit längerem um Sinn und Unsinn dieses Lebens. Doch waren seine Gedanken den Aasgeiern gleich, die in der Luft weite Bahnen zogen und sich ewig im Kreis drehten. So wie sie ihre Beute in der Tiefe erspähen, doch warten müssen, bis Löwen sie freigegeben haben, so stieß auch Georg nicht zu seinem Ziel vor. Er fand keine Erklärungen für dieses Wunder, obwohl er sie weit unter sich wähnte.

Sein ganzes Leben lang hatte er sich von anderen Menschen die Welt erklären lassen. Sein ganzes Leben lang war er Menschen gefolgt, die bezeugten, nur das Beste für ihn zu wollen. Er hatte blind auf sie gehört und stumm befolgt, was sie ihm aufgetragen hatten. Seit seiner Geburt war er nichts anderes gewohnt, als zu gehorchen und nur das zu tun, was andere ihm vorschrieben.

An einem Tag jedoch hatte er die Unfreiheit und Unmündigkeit erkannt, in die er gezerrt worden war. Er hatte das Gefängnis begriffen, in dem ihn andere Menschen gegen seinen Willen gefangen hielten. Die Erkenntnis war wie ein Schlag. Sie besaß eine Sprengkraft, die seine Welt erzittern ließ. Wie aus einem langen Traum erwachte er und bebte. Sein indoktriniertes Weltverständnis verlor in jenem Moment den Boden, auf dem es

errichtet und gewachsen war. Mit einem Schlag brach es wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Fortan verstand er nicht mehr, weshalb er Forderungen anderer Menschen Folge leisten sollte. Er verstand nicht mehr, warum er nicht auf sich selbst hören dürfe und treiben könne, was ihm gefalle. Alles sträubte sich plötzlich in ihm, alles rebellierte auf einmal gegen den Willen, der ihm von anderen Menschen aufgezwungen wurde und den er stets erfüllen sollte.

Seine Gedanken kreisten und suchten Halt, während sich Georg den Weg durch die dämmrigen Straßen bahnte. Allmählich sog sie den Glanz der Morgensonne auf und strahlten ihn im Widerschein zurück. Die Stadt erwachte aus ihrem nächtlichen Schlummer, denn auch die Hektik nahm kontinuierlich zu. Allerlei Menschen suchten ebenfalls den Weg zu ihrer Arbeit. Sie waren unterwegs, um den Rest des Tages hinter Theken oder Schreibtischen, in einem Lager, einem Geschäft oder einem Büro zu verbringen. Obwohl der Tag mit jenem herrlich rosigen Sonnenaufgang begann, würden sie nun die Zeit abgeschottet von der Welt verbringen, die eigentlich auf sie wartete.

Georg versuchte in ihre Gesichter zu schauen, um ihren Zustand, ihre Seelen zu erforschen. Doch sie liefen an ihm vorüber und würdigten ihn meist keines Blickes. Unachtsam suchten sie oft ihren Weg und rempelten ihn dabei teilweise derbe an. Die Zeit war ihnen abhanden gekommen, weswegen jeder in Eile war, stets und überall. Sie wollten nur möglichst schnell zu ihrer Arbeit gelangen. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass diese Menschen voll Freude diesen Montagmorgen begannen. Eine tiefe Bitterkeit las er stattdessen in ihren Augen. Sie schienen traurig zu sein, deprimiert,

so als seien sie viel lieber an einem anderen Ort, als zwänge man sie, sich freiwillig der Folter zu unterziehen, die nun bis zum Wochenende wieder auf einen Jeden wartete. Es war gerade so, als führte sie eine fremde Macht, eine fremde Hand, als zerrten sie ebenfalls Anforderungen, die von anderen an sie gestellt wurden, hinaus auf die Straße und hinein in die Arbeit. Es schienen Avatare zu sein, Animierte ohne anima.

Umgeben von kalten Gemütern, die zu Maschinen verkommen waren, kam Georg plötzlich mitten in seinen Beobachtungen an einem Fischladen vorbei. Gedankenverloren blieb er vor dem großen Schaufenster stehen. Er bestaunte ein geräumiges Aquarium. Mehrere große und kleine Fische tummelten sich in dem Wasser, die mehr oder weniger vergnügt vor sich hin schwammen und die Außenwelt nicht wahrzunehmen schienen. Georg fiel vor allem die Ausdruckslosigkeit in ihren Gesichtern auf, gerade so, als hätten sie sich mit ihrer Situation abgefunden. Vielleicht waren sie sich auch gar nicht bewusst darüber, dass sie nur in einem kleinen Becken schwammen. Vielleicht wähten sie diesen Kubikmeter als die ganze Welt, obwohl das weite Meer, das eigentlich auf sie wartete, der beinah unendliche Raum war, den sie tatsächlich auskosten sollten. Wahrscheinlich wussten sie gar nicht, dass sie sich lediglich in einem winzigen Teil der ganzen Welt befanden. Sie erachteten ihr kleines Glas als die vollständige Ausdehnung des Lebens und konzentrierten sich darauf, möglichst vergnügt ihre Bahnen zu ziehen. Womöglich wollten sie sich auch den Frust nicht anmerken lassen, jenen Frust, der vielleicht dennoch in ihnen schlummerte, da ein Gefühl sie möglicherweise doch biss, dass diese Enge nicht alles sein könne.

Aber sie schwammen weiter, immer weiter, und konnten nichts ändern, bis sie eines Tages in ihrem Gefängnis sterben würden. Niemals hätten sie dann die wahre Welt gesehen.

Plötzlich wurde Georg von einer Frau angerempelt. Sie riss ihn aus seinen Gedanken und er stolperte. Doch sie blickte weder zurück, noch entschuldigte sie sich. Unbeirrt setzte sie ihren Weg fort und verschwand rasch in der Menschenmenge.

Georg ließ daraufhin von den faszinierenden Fischen ab und suchte ebenfalls seinen Weg durch die gefühllose, kalte Masse. Seine Gedanken schwirrten weiter und drehten ihre Bahnen. Zugleich beobachtete er die Menschen, die wie seelenlose Geister an ihm vorbei schwirrten.

Nach einigen Schritten hörte Georg auf einmal einen Hund laut bellen. Er sah sich um und erblickte das Tier. Auf zwei Pfoten stolzierte es vor seinem Herrchen und versuchte diesen mit seinem treuen Hundeblick zu erweichen. Der Grund war leicht ersichtlich. Es wollte ein Stück der frischen Wurst, die sein Herrchen gerade in einer Metzgerei gekauft hatte. Georg beobachtete das Schauspiel genau, denn nun wies der alte Mann seinen Spitz an, sich hinzulegen und eine Rolle zu vollführen. Sofort führte dieser es wie selbstverständlich aus und rollte sich von einer zur anderen Seite. Der Mann klatschte und amüsierte sich. Als Belohnung erhielt der Hund nicht nur das Lob seines Herrchen, sondern auch in der Tat ein Stück der Wurst. Mit viel Appetit verschlang er es.

Da traf es Georg auf einmal wie ein Schlag.

Was war der Mensch nur anderes als dieses Tier?

Was unterschied den Menschen von dem Tier abgesehen von seiner Hochnäsigkeit?

Georg konnte mit einem Mal nicht mehr den Unterschied zwischen Mensch und Tier ausmachen, er konnte die Verschiedenheiten nicht mehr durchschauen. Beide verhielten sich ähnlich in ihrem Raum. Jeder versuchte auf seine Weise den Anforderungen an sich gerecht zu werden, versuchte eine Belohnung zu erhaschen, statt sich dieser versklavenden Fesseln zu entledigen und die engen Grenzen seines Reiches zu sprengen.

Mit eiligen Schritten stolperte Georg weiter vor. Er suchte seinen Weg durch die anonyme Menschenmenge, die ebenfalls von ihren Anforderungen getrieben wurde. Hektisch bahnten sie sich ihren Weg durch die Straßen, als stünde der Sklaventreiber hinter ihnen.

Da hörte Georg die Kirchenglocken. Er erschrak.

Die Schule fing an und er hatte noch nicht einmal den halben Weg zurückgelegt. Die Hektik und der Stress färbten sich nun auch auf ihn ab. Sie peitschten ihn an und ließen ihn zu laufen beginnen. Er lief nun durch die Straßen, in der Hoffnung, dem äußeren und inneren Wahnsinn, den die Menschen sich selbst auflegten, mit der Kraft seiner Beine zu entfliehen. Er spürte erneut das Zerren an seinem Körper. Er spürte es, als befähle nicht er, sondern eine andere Macht seine Arme und Beine. Sein Wille und sein Geist stemmten sich gegen die Hetze, doch es war, als würde er von einem Seil gezogen, das stramm um seinen Leib spannte und ihn zu der Eile zwang. Er lief, als wollte er die Zeit einholen, die bereits längst verstrichen war und ewig uneinholbar bleiben sollte.

Mitten in seinem Wahn sann Georg plötzlich über sein Verhalten nach und erkannte die Dummheit seiner Handlung. Er würde sich sowieso verspäten. Nun würde es auch keinen Unterschied mehr machen, ob es zwanzig oder dreißig Minuten wären. Ärger wartete in beiden Fällen auf ihn.

Mit dieser Erkenntnis verlangsamte er auf einmal seine Schritte. Er hörte auf zu laufen und schnappte erst einmal nach Atem. Bald schlenderte er nur noch und verfiel in einen Trott, der mehr einem Sonntagsspaziergang glich als dem Weg zur Schule. Das Ziehen jedoch, dieses Zerren und Reißen an seinen Gliedmaßen vernahm er immer noch. Er wunderte sich über seine gegensätzlichen Gefühle, die in ihm hausten. Er verspürte zwar das Drängen in seinem Inneren, das ihn zwingen wollte, den schnellsten Weg einzuschlagen und den Schaden möglichst gering zu halten. Dennoch fühlte er eine kleine Befreiung, während er sich dieser Anforderung widersetzte. Es war ihm beinahe so, als löste sich der krampfhafteste Griff ein wenig, der an seinem ganzen Körper unaufhörlich zerrte und zog. Er verspürte sogar plötzlich ein Gefühl von Freiheit, Herr seines Lebens zu sein und über dieses selbst bestimmen zu können.

Da gelangte Georg plötzlich zu der weitläufigen Straße, an deren Ende sich das schmerzhafteste Ziel seines Weges befand. Es wartete nur darauf, ihn erneut durch eine Tortur zu jagen, an die sein Herz bereits angstvoll dachte. Augenblicklich blieb er stehen und überlegte, was er machen sollte. Denn mit einem Mal sträubte sich sein ganzes Wesen mit einer ungeheuren Wucht gegen diesen Weg. Er wollte nicht schon wieder in die gewetzte Klinge laufen, die sein



Lehrer ihm gewiss bereits mit Freuden entgegen hielt, um ihn zu bewillkommen. Georg konnte sich nicht überwinden, die vorgeschriebene Bahn einzuschlagen. Jeden Tag verachtete er diesen Weg ein bisschen mehr. Sein Wille rebellierte, er tobte in ihm, obwohl der Griff wieder stärker geworden war, ihn fest umklammerte und wie ein starkes Seil nun erneut an ihm zerrte. Er focht einen inneren Kampf aus. Krampfhaft suchte er nach einer Lösung, was er gegen dieses stetige Zerren an seinen Armen und Beinen unternehmen könnte. Er wollte einmal über sich selbst bestimmen und den Hauch der Freiheit spüren. Er wollte doch nur das tun, was er wollte.

Tief in seinen Gedanken versunken bemerkte Georg nicht, dass seine Beine ihn schon längst auf geradem Weg zur Schule führten. Schritt für Schritt brachten sie ihn seinem verhassten Ziel näher. Wie fremd geleitet steuerte er direkt auf den Ort seiner Pein zu. Er sah bereits die Stufen zum Eingang, die ihn zu einer erneuten Folter einluden. Das Portal wirkte wie ein alles verschlingender Rachen, der gierig auf sein nächstes Opfer wartete. Da wurde er sich bewusst, wo er war, und blieb stehen. Er erschrak, weil er nicht wusste, wie er auf einmal bis dorthin gekommen war. Er war gegangen ohne es wahrhaftig zu merken, ohne willentlich die Beine bewegt zu haben.

Verstört schaute er sich um.

War ihm jemand bei dem Weg behilflich gewesen?

Hatte ihn jemand getragen?

Doch er sah nur den Vorgarten und den Kieselweg, der bis zu der Schule führte. Dieses Gebäude schien ihn auf unheimliche Art magisch anzuziehen. Und plötzlich befand er sich bereits schon in der Mitte des Weges. Nur wenige Meter trennten ihn noch vom Ort

des Grauens. Wie aus einem Traum erwacht, hielt er auf einmal inne. Eine innere Zerrissenheit wütete in ihm. Zu seinem Schrecken konnte er durch die Fenster in die Klassenzimmer blicken. Er sah gelangweilte Schüler, die von übereifrigen Lehrern zu einer Sklavenarbeit gezwungen wurden, die Georg tief beängstigte. Allerdings waren die anscheinenden Herren ebenfalls nur Sklaven einer höheren Instanz und führten lediglich aus, was diese ihnen auftrug.

Da sah Georg plötzlich in die Kette des Lebens ein. Wahrscheinlich gab es immer eine weitere Instanz, die andere mit Aufgaben und Regeln fütterte. Dabei wurde sie ebenfalls mit solchen gefüttert, so dass die Kette der Verknüpfungen ins Unendliche fort zu spinnen wäre. Alles war miteinander verknüpft. An ein jegliches Rad des Uhrwerkes wurden erneut Forderungen gestellt, die der Einzelne gegen seinen Willen auszuführen hatte, nur um das Ganze erfolgreich zu tragen, dieses undurchsichtige Ganze, das die Menschen immer komplizierter konstruierten, damit ihrem Größenwahn Sorge getragen wurde.

Wie versteinert stand Georg auf dem Kieselweg, als ihm die Versklavung der Menschen durch die Menschen bewusst wurde. Wie versteinert stand er mit der düsteren Erkenntnis verlassen auf einsamen Pfad. Er wäre regungslos stehen geblieben, hätte nicht einer seiner Mitschüler ihn entdeckt und seinem Lehrer sofort berichtet, wie der Verspätete mit zitterigen Beinen vor der Schule stehe. Der Pädagoge schritt sogleich zum Fenster, um sich selbst von dem Bild zu überzeugen. Als er Georg geistesabwesend wenige Meter von ihm erblickte, riss er unter lautem Gebrüll das Fenster auf. Ein

Donnerschwall prasselte auf ihn nieder. Worte der Empörung und entfachten Wut surrten wie Giftpfeile auf ihn zu.

Georg erwachte augenblicklich aus seinen Gedanken. Sofort spürte er wieder die Fäden, die ihn in das Innere des Gebäudes trieben. Doch zu seinem Verwundern fühlte er auch das Aufbegehren, die Kette der Forderungen und Regeln zu sprengen und sich von der Sklavenarbeit zu befreien. Es wallte und brodelte in seiner Seele, er wollte endlich ein eigenständiges Individuum werden, das über sich selbst herrschen könne. Derweil rissen die Seile an ihm, dass seine Glieder qualvoll schmerzten. Doch sein Geist widerstand dem Druck. Er fügte sich nicht. Er rebellierte. Und so kam es auf einmal, dass der Lehrer in seinen wüsten Beschimpfungen inne hielt. Die ganze Klasse strömte an die Fenster. Sie wollten den Rebellen sehen, der es wagte, eine Revolution anzuzetteln. Überwältigt von so viel Mut brachten sie dem einst Verlachten nun ein wenig Bewunderung entgegen. Der Lehrer besann sich und sein wütender Blick traf auf den ängstlichen von Georg. Der Pädagoge holte tief Luft und brüllte den Namen des Rebellen heraus, so dass es diesem durch Mark und Bein fuhr. Georg erbebte und war für den Bruchteil einer Sekunde keiner Regung fähig.

Doch dann drehte er sich plötzlich hastig um und ergriff blitzartig die Flucht. Er stolperte durch das Stahltor, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her, und rannte unter dem Schreien des Lehrers immer weiter fort, bis die Beine ihn nicht mehr trugen. Er lief und lief, wie von einem hungrigen Löwen gehetzt. Er eilte durch die breiten Straßen, suchte sich unbewusst den Weg durch die Häuserschluchten und bahnte sich ziellos durch die Menschenmasse

hindurch. Manch einer fauchte ihm wütend hinterher, da er viele unachtsam anrempelte. Doch Georg nahm nichts mehr wahr. In seinem Kopf purzelte alles durcheinander, von Sklavenarbeit und Uhrwerk über Freiheit und Selbstbestimmung bis zum Sinn des Lebens. Er lief wie besessen, bis die Häuser immer spärlicher wurden und die Wege ländlicher. So wie er sich in seinen Gedanken verlief, verirrte er sich auch in seiner Umgebung. Bald bekam er keinen Menschen mehr zu Gesicht, da Georg aus der Stadt geflohen war. Vor deren Toren öffneten sich nun die angrenzenden weitläufigen Felder und Wälder und luden ihn ein, seine verstreuten Gedanken zu sammeln. Außer Atem schaute Georg zurück und entdeckte sein Dorf bereits in einiger Entfernung in einem kleinen Tal. Die hügelige Landschaft umgab es idyllisch. Er genoss die Aussicht auf der Anhöhe. Sie wusste sein chaotisches Durcheinander im Geist zu beschwichtigen und strahlte Ruhe auf sein Gemüt aus. Erschöpft setzte er sich schließlich auf den Boden und lehnte seinen Rücken gegen einen Baum. Er war der erste Vorbote eines dichten Waldes, der hinter ihm begann. Träumerisch hing Georg seinen Gedanken nach und spürte bald, wie die ganze Last langsam von ihm abfiel und wie seine Augen immer schwerer wurden. Nur mit Mühe konnte er sie noch offen halten, bis sie ihm schließlich zufielen.

Er dachte an das, was passiert war. Er wusste, dass er nicht mehr zurückkehren konnte, obwohl ihn der innere Drang mit Kraft dazu zwang. Schweren Herzens beschloss er, die Schule zu schwänzen und den Tag in der freien Natur zu verbringen. Er würde erst abends heimkehren und die Wutrede seiner Eltern, die sicherlich

schon von seiner Freveltat unterrichtet worden waren, über sich ergehen lassen.

Frischen Mutes erhob er sich. Er blickte noch einmal ins Tal hinab und glaubte, darin noch den allgegenwärtigen Stress und die Hektik sehen zu können. Erleichtert wandte er sich ab und bog in den kleinen Waldweg ein, der wenige Schritte vor ihm lag und sich im dichten Geäst der großen Bäume verlor. Obwohl er ihn nicht einsehen konnte, führte ihn der Pfad in Versuchung, einen Spaziergang auf ihm zu wagen und zu schauen, wohin er gelangen würde.

Eine Stunde mochte vergangen sein, in der Georg dem wunderlichen Weg gefolgt war. Er hatte ihn durch einen märchenhaften Wald geführt, in dem das Sonnenlicht wie verzaubert durch die Baumkronen fiel und die schräg einfallenden, gebündelten Strahlen eine merkwürdige Umgebung in Szene setzten. Da trat er in eine Lichtung. Eine weite, mit Blumen geschmückte Wiese lag vor ihm, die in ihrer Mitte einen kleinen, hellblauen See beherbergte.

Georg erstarrte vor der Faszination dieses Anblickes, der sich plötzlich vor ihm öffnete und ihn überwältigte. Sofort war er sich sicher, dass wohl niemals zuvor ein Mensch an diesem Ort gewesen war und seine Spuren hinterlassen hatte. Denn diese Idylle schien ihm unberührt. Sie war bisher von keiner Menschenhand zu Schaden gerichtet, in keine Zwänge eingebettet und von keinen Forderungen verzogen.

Auf einmal explodierte das zuvor unterdrückte Gefühl der Freiheit in ihm. Es hatte die ganze Zeit in seinem Inneren gekeimt und nun spross es mit ungeheurer Wucht hervor. Er wurde von einem

belebenden Gefühl gepackt und eingenommen. Er fühlte sich, als wäre er neu geboren, als hätte er einen Ort der Freiheit gefunden. Das Leben wallte in ihm, es sprudelte über. Er war so lebendig wie noch nie. Da begann er plötzlich auf der saftig grünen Wiese zwischen den Blumen umher zu tanzen und wie außer sich in die Luft zu springen. Er tanzte und sprang, als lebte er in diesem Moment das erste Mal.

Bald warf er sich an den kleinen See. Durstig von seinem Ausbruch kostete er das klare Wasser, das ihn außerordentlich erfrischte. Danach legte er sich erschöpft mit dem Rücken auf das Gras und guckte in den Himmel. Das weite Blau weckte in ihm ein Gefühl der unendlichen Freiheit. Georg bestaunte die kleinen Wolken, die mit dem Schein der Sonne spielten und sich in stets andere Bilder verwandelten. Seine Phantasie wurde von dieser Pracht derart angeregt, dass er frohen Mutes feststellte, dass die Menschen sich noch nicht alles Untertan gemacht hatten. Anscheinend war noch nicht alles in Zwänge gepresst und gefesselt. Darüber wurde er sehr glücklich.

Plötzlich vernahm er ein leises Rascheln am anderen Ufer, das ihn aus seinen Träumen riss und aufschreckte. Er dachte bereits ängstlich an seine Mitmenschen, die die Idylle nun zerschlugen. Doch zu seiner Erleichterung bemerkte er nur ein Reh, das seinen Durst an dem reichen Wasser stillte. Es wirkte so friedlich auf Georg, dass er es mit einem Lächeln beobachtete. Es war keineswegs scheu oder ängstlich, sondern unbekümmert und fröhlich. Mit der Umwelt verschmolz es zu einem harmonischen Ganzen. Es schien ein Teil dieser Idylle zu sein, die miteinander und ineinander existierte.

Dieses Stück des Paradieses war ganz frei von Druck und Zwängen. Behutsam holte er den Zeichenblock und einen Bleistift aus seiner Tasche hervor. Er bewegte sich ganz sacht, um bloß dieses idyllische Bild nicht zu stören. Diesen Moment wollte er unbedingt festhalten, diesen Ausdruck der Freiheit wollte er ästhetisch vollenden.

Bereits früher zeichnete er viel und gerne, man möchte meinen, mit einem besonderen Talent. Rasch hatte er damit die Aufmerksamkeit seines Kunstlehrers auf sich gezogen, einer der wenigen zutraulichen Pädagogen an Georgs Schule. Dieser hatte die natürliche Begabung seines Schützlings sofort erkannt. Indem er ihm genug Freiheiten ließ, sich zu entfalten, wollte er Georg fördern. Doch seit jenem Zeitpunkt, als die anderen Lehrer bemerkt hatten, welche Begabung in ihm schlummerte, hatte Georg bald die Freude an der Kunst verloren. Durch die ständige Lernerei, die ihm von allen Seiten zu seinem Besten verordnet worden war, reichte die Zeit nicht mehr aus, sich der Kunst hinzugeben. Der Freiraum für seine Kreativität wurde ihm geraubt, so dass er nicht mehr zeichnen konnte. Diese unnütze Betätigung hatte er auf Anordnung seines Vaters und der anderen Lehrer schließlich einzustellen. Allein der Kunstlehrer sprach sich als einziger gegen den auferlegten Druck aus, der Georg nun immer mehr zu Boden zog und langsam in eine Maschine verwandelte. Er beschwor seine Berufsgenossen, er flehte sie an, von Georg abzulassen, da sie in ihm ein großes Talent zu Grunde richteten. Doch diese entgegneten lediglich, dass sie genau diese Begabung an ihm fördern wollen. Die Kunst sei ein sinnloses Feld, die Wissenschaft gelte es zu erlernen. Alle Überredungsversuche halfen nichts, denn auch Georgs Vater sah im

Zeichnen eine brotlose Kunst. Sein Sohn sollte es sofort einstellen, um sich den wirklich wichtigen Dingen im Leben zu widmen. Als er dann von dem hohen Geist seines Sprösslings erfuhr, mästete er ihn nur umso mehr mit anscheinend sinnvollem Wissen.

Seit längerer Zeit fand Georg jedoch wieder Gefallen daran, den Bleistift auszupacken und zu zeichnen. Er liebte ein weißes Blatt Papier und den Reiz eines jeden neuen Anfangs. Ein Zauber wohnte jedem neuen Bild inne, ein ganz besonderer Zauber, den es herauszuarbeiten galt. So auch in jenem Bild vor seinen Augen, das so harmonisch als Ganzes vor ihm lag. Er versuchte diesen Augenblick als idealen Moment zu verewigen.

Während er den Augenblick zu erhöhen versuchte, verglich er sein Leben mit dem des Rehs, das so wunderbar in seiner Umwelt aufblühte. Es schien von jeglichen Zwängen befreit, ausgenommen wohl der physischen. Es konnte gehen, wohin es ihm beliebte, es konnte machen, was es wollte, es war an keine Forderungen anderer Rehe gebunden. Dies gefiel Georg so sehr, dass er neidisch auf das tierische Leben wurde, das dieses Reh führen durfte. Diese Freiheit, die es genoss, diese Leichtigkeit des Lebens, nicht zu wissen, wohin die Schritte einen führen und was der neue Tag einem bringe, diese Losgebundenheit von allen Regeln, von allem Druck und jeglichen Zwängen imponierte ihn derart, dass Georg sich plötzlich nichts Schöneres mehr vorstellen konnte, als gerade eben dieses Tier zu sein. Und er hätte in der Tat als gleich sein Leben gegeben, um das des Tieres dafür zu erhalten. Denn mit einer üblen Schwermütigkeit, die ihm wie ein Kloß im Hals saß, dachte er an sein menschliches Daseins. Es verlief in solch einer geordneten und vorherbestimmten



Bahn, die stets von anderen geschmiedet wurde, dass er sehr traurig wurde. Niemals würde er wirklich Herr über sein eigenes Leben werden, solange er ein Mensch in einer Gesellschaft von Menschen war. Sein ganzes Leben erschien ihm auf einmal wie ein Plan, den seine Mitmenschen um ihn herum entworfen hatten und bei dem er kein Mitspracherecht besaß. Denn so wie er jetzt in der Schule an Regeln gebunden und unter Zwängen versklavt wurde, so war er es zuvor im Kindergarten gewesen, so würde er es während des Studiums und schließlich in der Arbeitswelt sein, bis er, wenn er bis dahin noch am Leben bliebe, in Rente ginge. Wahrscheinlich wäre er dann aber schon zu zerbrechlich, um sein Leben selbst zu leben.

Alles lag vor seinem Auge in einer starren und festen Bahn. Es war so trostlos. Es gab kein Entrinnen, weil er an die Welt der Menschen gebunden war. Erst da bemerkte Georg, dass Tiere lebendigere Wesen waren als Menschen. Sie lebten in Freiheit und mussten keinem gegensätzlichen Zwang unterliegen.

Plötzlich hielt er in seiner Zeichnung inne. Georg schaute die personifizierte Freiheit an, die ihn mit großen braunen Augen anzulächeln schien. Er fragte sich, weshalb man überhaupt etwas erreichen sollte in diesem Leben, warum man es unbedingt zu etwas bringen sollte, da man doch bereits längst etwas war, und wieso man gierig nach Ruhm und Anerkennung streben sollte, wenn doch alles so rasch verging und sich der ganze Stress und Druck niemals wirklich auszahlen würde. Georg verstand nicht, weshalb der Mensch nicht einfach lebte, warum er seine Freiheit, die ihn eigentlich vor allen anderen Lebewesen auszeichnen sollte, nicht nutzte, sondern sich freiwillig unterordnete und dirigieren ließ, als wäre er nur eine

sprechende Marionette, die lediglich durch den Anschein des Geistes und des freien Willens ihrem hölzernen Pendant überlegen war.

Mit solchen Gedanken plagte sich Georg eine ganze Weile, so dass er nicht mehr recht im Stande war, seine Zeichnung fortzuführen und den friedlichen Augenblick zu genießen. Er hing lediglich seinen Grillen hinterher, die ihn im Inneren schwer verletzten und alsbald zu solcher Größe heran reiften, dass er den Lauf der Welt, den Lauf des Lebens, den die Menschen sich gegenseitig bestimmten, nicht mehr verstand.

In seinen Träumen versunken spürte Georg plötzlich, wie sich sein Gewissen stechend zurück meldete. Es war, als ob ein kleines Tier in seinen Hinterkopf bisse. Es wollte ihn auf die vergangene Zeit aufmerksam machen, die er nun schon fort geblieben war. Eilig suchte er deswegen seine Sachen zusammen, um schließlich den langen Heimweg anzutreten. Bevor er sich wieder dem Waldweg zuwandte und mit jedem Schritt gnadenlos dem Ärger näher käme, warf Georg noch einen letzten Blick auf jene friedliche Idylle. Sie hatte ihn wahrhaft verzaubert und ihm die wahre Freiheit vor Augen geführt. Mit einer ungeheuren Schwermut verließ er diesen Ort. Er war ungemein traurig, als hätte er bereits zu jener Zeit geahnt, dass er diese Lichtung niemals wieder sehen würde.

Noch einmal holte er tief Luft, um sein Inneres ein letztes Mal zu erfrischen. Er hoffte, ein Stückchen Freiheit einfangen und mitnehmen zu können. Doch es sollte nicht sein. Niedergedrückt suchte er den engen Pfad, der ihn zu jenem Paradies geführt hatte, und beschritt ihn schweren Herzens. Bereits jetzt malte er sich das Wiedersehen mit seinen Eltern in den dunkelsten Farben aus. Er

wollte nicht nach Hause, doch das Zerren erwachte erneut. Obwohl er sich sträubte den Heimweg anzutreten, zog und drängte es ihn mit ungeheurer Wucht nach Hause.

Je mehr Georg dem Weg folgte und schnellen Schrittes nach Hause eilte, desto mehr gewann ein beklemmendes Gefühl in ihm die Oberhand. Es drängte jenes freiheitliche Empfinden zurück, das er soeben noch gespürt hatte. Und vor allem veranlasste es ihn, immer schneller zu spurten. Es schien, als gäbe es nur diesen einen Weg, als müsste er ihm auf Tod und Gedeih folgen. Er fühlte sich eingengt, gefesselt, als wäre er in ein Netz gelaufen, das sich nun zuschnürte, das ihn nun gefangen hielt. Eine undurchsichtige Macht lenkte ihn auf eine vorgegebene Bahn, die er eigentlich nicht beschreiten wollte. Doch es zog und zerrte an ihm. Eine unsichtbare Hand riss an ihm, als wäre er ein Hund, dessen Besitzer ihn an der Leine hielt und seinen Weg bestimmte.

Georg besaß keine Kraft sich zu wehren. Er konnte sich nicht widersetzen, nichts anders tun, als sich der unsichtbaren Macht hinzugeben und ihr Folge zu leisten. So stolperte er mit einem überaus schlechten Gewissen immer weiter vor, als wollte er auf diese Weise seinen unerlaubten Ausflug rückgängig machen und die Zeit zurück drehen. Schon jetzt wusste er nämlich nicht mehr, was er sich bei dieser außerordentlichen Tat nur gedacht hatte. Wie hatte er nur die Schule schwänzen können, obwohl ihn der Lehrer gesehen hatte?

Sein Gewissen plagte ihn und eilig lief er dem Ende des Waldes entgegen. Im Gegensatz zum Hinweg vermochte ihn nun der Wald keineswegs mehr zu entzücken. Qualvoll dachte er bereits an die Strafe, die ihn unweigerlich bevorstand. Immer schneller eilte er

vorwärts. Immer schneller hastete er voran. Immer stärker wurde er nach vorne gepeitscht und den Weg entlang gerissen.

Und dann sah er es plötzlich.

Er sah es zum ersten Mal und erschrak. Zunächst konnte er es nur aus den Augenwinkeln sehen. Seine Arme und Beine schienen an Seilen befestigt, die in den Himmel wuchsen und sich in den Baumkronen verloren. Diese Seile zogen unnachgiebig an ihm und diktierten ihm den Weg. Sie rissen an seinen Beinen und Armen. Sie rissen sogar an seinem Kopf. Sobald er die Augen jedoch auf die Stellen richtete, an denen er diese Fesseln zu sehen meinte, waren sie verschwunden. Er erkannte bloß seine Arme und Beine. Die Seile waren verschwunden.

Georg wusste zunächst nicht, wie ihm geschah. Spielte ihm seine Einbildung einen Streich? Wurde er verrückt? Wahrscheinlich war er überreizt. Er schrieb dieses Ereignis seiner Phantasie zu, die anscheinend Kapriolen schlug.

Plötzlich sah er die Seile aber wieder. Er bemerkte sie neben sich, über sich, ja an sich. Doch als er zu ihnen blickte, waren sie verschwunden.

Noch viele Male wiederholte sich dieser Schrecken. Georg verlor den Verstand. Er bildete sich ein, verrückt zu werden. Es musste eine plausible Erklärung dafür geben. Er überlegte angestrengt und fand sie schnell. Es musste der Stress sein! Es war der Stresssituation geschuldet, in die Georg sich selbst gebracht hatte und die nun schwer auf ihm lastete. Unter diesem Druck begann sein Verstand deswegen, ihm Streiche zu spielen. Er wollte ihm diese Illusion, die Georg als Gefühl empfand, als real vortäuschen.

Gedankenverloren und tief geängstigt lief er immer weiter. Nach einem langen Weg erreichte er endlich das Ende des Waldes. Wie an jenem Morgen sah er in das Tal hinab, das sich in einiger Entfernung vor ihm ausbreitete und sein Heimatdorf beherbergte. Doch dieses Mal konnte er dem Ausblick nichts abgewinnen. Im Gegenteil, er beachtete ihn kaum und suchte schnellen Schrittes den Weg hinunter, um noch rechtzeitig nach Hause zu gelangen. Wozu eigentlich rechtzeitig, das wusste er selbst nicht. Mit einer ungeheuren äußeren und inneren Anspannung rannte er zum Dorf zurück. Die Angst peitschte ihn an. Er ließ den Hügel samt dem zauberhaften Wald hinter sich und lief über die weiten Felder, die allmählich wieder zu grünen begannen und wie ein Ring seine Stadt umgaben.

Unbeirrt steuerte er auf sein Ziel zu. Obwohl er Angst davor empfand, schien es ihn magisch anzuziehen, ähnlich wie die Schule am Morgen.

Da sah er plötzlich zu seiner rechten einen Bauern in der Ferne. Er schritt über sein Feld und bückte sich immer wieder, um den Boden mit den Händen zu prüfen. Es war nichts Außergewöhnliches an diesem Bild, doch aus unerklärlichem Grund zog es Georgs Blick auf sich. Zunächst vermochte er keine Auffälligkeit an dem Landwirt zu entdecken. Schon hunderte Male hatte Georg Bauern im Frühjahr gesehen, wie sie über ihre Felder zogen, um den besten Zeitpunkt der Aussaat zu ermitteln und dadurch ihr neues Jahr einzuläuten. Doch auf eine eigentümliche Weise bannte dieser seinen Blick. Irgendetwas Merkwürdiges lag in seiner Erscheinung. Irgendetwas Merkwürdiges lag in seinem Verhalten, das Georg nicht bestimmen

konnte. Aus der Entfernung konnte er nicht genau erkennen, wodurch jenes Gefühl in ihm geweckt wurde. Die Bewegungen des Bauern erschienen ihm irgendwie nicht flüssig, ja sie erschienen ihm geradezu mechanisch. Er agierte wie ein Roboter, der vor jeder Bewegung wieder neu programmiert werden musste und dadurch erst zu einer Reaktion gezwungen wurde.

Doch das war es nicht. Etwas Anderes weckte seinen Unmut. Eine andere Auffälligkeit missfiel ihm, doch er konnte sie nicht orten, er konnte sie nicht bestimmen. Er wunderte sich über den Bauern und über seine Faszination. Er wunderte sich über seine Erscheinung, während er immer weiter dem Dorf entgegen eilte und sich vom Landwirt entfernte. Tief in Gedanken wurde er schließlich immer langsamer. Er begann sich auch über sich selbst zu wundern, da er die Ursache seiner Gefühle nicht kannte. Was sollte an diesem Mann nur so Auffälliges gewesen sein?

Als er schließlich ein gutes Stück des Weges fortgewandert war und den Bauern weit hinter sich gelassen hatte, drehte Georg sich noch einmal entschlossen um. Er wollte dem Bauern sein Geheimnis entlocken. Er wollte den Grund für sein Unbehagen finden, das ihn so sehr beschäftigte. Er blickte hoffnungsvoll zurück.

Da fuhr er auf einmal zusammen.

Er erschrak fürchterlich. Ein eiskalter Schauer lief ihm den Rücken hinunter. War es wirklich möglich?

Wie ein Peitschenhieb schoss ihm der Anblick durch Mark und Bein. Er war zu Tode erschrocken und blieb bewegungslos auf der Stelle stehen. Er konnte es nicht glauben, er wollte es nicht glauben und riss seine Augen weit auf. Und doch musste er dem

Unglaublichen, das sich vor seinen Augen abspielte, Glauben schenken. Er konnte sich den Anblick nicht erklären. Er war fassungslos, entsetzt. Nur Angst empfand Georg, dessen Herz zu bersten drohte.

Er sah den Landwirt als schwammige Figur am Horizont. Lange stramme Seile, die dem Himmel zu entspringen schienen, hielten den Körper des Landwirtes. Sie waren an Armen, Beinen, gar am Kopf der Erscheinung befestigt und kommandierten jede Bewegung, die der Bauer tat. Sie diktierten ihm, was er zu tun, wohin er zu gehen, welchen Arm er zu heben und welches Bein er zu setzen habe.

Vor lauter Entsetzen stolperte Georg rücklings über einen Stein und fiel auf den Boden. Sofort rappelte er sich wieder auf, um dem Grauen zu entfliehen und in die Stadt zu eilen. Er hoffte, die Illusion zurück zu lassen, von der er wünschte, dass lediglich sie seinen Verstand irreführte. Er wollte sich in der anonymen Menschenmenge verstecken, um seinen Geist von dem Gaukelwerk zu befreien. Er eilte dem Dorf entgegen, als wäre der Tod persönlich hinter ihm her. Der Schrecken saß so tief, dass er zu weinen begann. Er hoffte auf Rettung, als er das Dorf erreichte.

Doch was musste er sehen? Was musste er erdulden? Wie ängstigte er sich zu Tode, als er nach diesem Kräfte zehrenden Sprint das ersehnte Stadttor erreichte und alle Menschen mit ebendiesen Seilen an Gliedern und Köpfen sah! Sie waren mit ihnen verwachsen. Diese Stricke bestimmten ebenfalls über die Wege und Handlungen dieser Menschen, dieser Gefangenen, dieser Sklaven.

Unter Schock bahnte sich Georg den Weg zwischen diesen willenslosen Wesen in die nächste dunkle Gasse. Verängstigt sprang er hinter eine Mülltonne. Nach einer kurzen Weile lugte er vorsichtig hinter ihr hervor und beobachtete das grausame Schauspiel.

Ängstlich schaute er auf die belebte Straße hinaus. Er blickte auf die grausamen Seile, die ihre Opfer folterten und zu Sklaven erniedrigten, er schaute, wie sie vom Himmel herab, in dessen Weite sie sich verloren, an vernarbten Stellen schmerzvoll in ihre Glieder und Köpfe übergingen. Er musste mit ansehen, wie sie an ihnen zogen und zerrten, so dass allein der Anblick Todesqualen in Georg erzeugte.

Aufgeregt und voll des Mitleides kaute er an seinen Fingernägeln. Um nicht erblickt zu werden, presste er sich gegen die Hauswand. Mit Entsetzen, das er in dieser Ausprägung nicht kannte und am liebsten niemals kennen gelernt hätte, sah er die untoten Menschen umhergehen. Sie besaßen keinen eigenen Willen, sondern wurden von einer fremden Macht geleitet und bestimmt, das zu tun, was sie ihnen auftrug. Diese Menschen wurden von jenen festen Seilen zu jeglichem Handeln, zu jeglicher Eile, zu jeglichem Stress gezwungen. Sie waren eine leblose Maschine, die nur ausführen konnte, was eine fremde Macht ihnen diktierte.

Der Atem stockte Georg. Er hechelte nach Luft, als er mit Bestürzung das wahre Wesen der Menschen erkannte. Vor Angst vermochte er sich nicht mehr zu rühren. Die Erkenntnis war schrecklich. Die Menschen waren ihm nicht nur stets wie Marionetten erschienen, sondern sie waren tatsächlich Marionetten. Sie hatten nicht nur Ähnlichkeiten mit den leblosen Produkten und



willenlosen Holzpuppen, sondern sie selbst waren ebendiese Erzeugnisse.

Der Schrecken saß tief. Er ließ Georg nicht mehr aus seinen fesselnden und gierigen Klauen. Tief bohrten sie sich in seine Seele. Obwohl er seine eigene These bestätigt fand, überrollte ihn die plötzliche Erkenntnis wie ein Geisterzug aus einer anderen Welt. Er hielt auf ihn zu, durchfuhr ihn und wollte ihn in sein grauenvolles Reich mitschleppen, um auch ihn zu einem Sklaven dieser Gesellschaft, zu einer wesenlosen Kreatur zu machen.

Und dann spürte er es auf einmal.

Mitten in seinem Entsetzen spürte er es. Er spürte, wie sein rechter Arm sich ruckartig hob, um mit der Hand nach der Mülltonne zu greifen. Mechanisch zog er sich daran hoch. Kurz danach fühlte er auch schon seine Beine, die gegen seinen Willen seinen Körper veranlassten, sich hinzustellen und auf die Straße zu gehen. Nachdem er sich zuvor immer weiter hinter die Tonne gekauert hatte, zog ihn nun eine fremde Macht in die Menschenmenge.

Georg wusste nicht, wie ihm plötzlich geschah. Er verstand nicht, weswegen er die sichere Dunkelheit verließ, um zu den leblosen Marionetten auf die Straße zu hetzen. Sicherlich würde er doch da auffallen. Und unter keinen Umständen wollte er im Moment auffallen. Er durchblickte nicht, wohin er unter einem plötzlichen Zerren schreiten wollte. Das ganze Gebiet war ihm doch sicherlich feindlich gesinnt, sobald die Puppen nur merken würden, dass er anders sei.

Und dann sah er es bei sich.

Er zuckte zusammen und schrie auf. Panisch bemerkte Georg, dass auch seine Glieder von diesen schrecklichen Seilen gefoltert wurden. Sie waren mit ihm verwachsen und hielten ihn. Entsetzt schaute er auf die vernarbten Stellen an seinem Körper, aus denen diese schrecklichen Stricke wuchsen. Er war einer von ihnen. Er war eine Marionette. Die Seile diktierten auch ihm das Leben.

Plötzlich gestikuliert er wild mit den Armen in der Luft herum. Er konnte nichts dagegen tun. Alles geschah ohne seinen Willen. Da begann er schon, ein Bein vor das andere zu setzen und der Straße entgegen zu gehen, die er eigentlich zu meiden versuchte.

Mit Todesangst erkannte er plötzlich, dass auch er nur ein Sklave jener Mächte war, in die er nicht einblicken konnte. Auch er war dieser ominösen Kraft ausgeliefert, die die Menschheit lenkte und den leblosen Wesen ihre Wege und Handlungen befahl. Mit Entsetzen begriff er, dass auch er nur eine Marionette in einem undurchsichtigen Spiel war, eine Marionette, die niemals über einen eigenen Willen verfügte, sondern stets gelenkt worden war, ja eine Marionette, die die ganze Zeit dachte, über einen freien Willen zu verfügen.

Alles zerbrach vor ihm. Alles zerbrach in ihm. Jede Vermutung der Welt, jede Annahme über das Leben fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Was hatte er nicht alles unternommen in seinem Leben? Was hatte er nicht alles erlebt? Was nicht alles gemacht? Ja was hatte er nicht alles gedacht, das ihm aus seiner freien Entscheidung heraus geboren schien?

Und nun musste er einsehen, dass andere Mächte ihn dazu zwangen, dass sie ihn Befehle ausführen ließen, die er lediglich für seinen freien Willen hielt.

Alles drehte sich mit einem Mal um Georg. Alles verlief ineinander und auseinander. Er wankte und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Da fand er sich plötzlich mitten auf der Straße wieder, umgeben von willenlosen Puppen, die nichts von ihrem Schicksal zu ahnen schienen oder sich längst mit der Erkenntnis abgefunden hatten. Mehr oder weniger vergnügt schlenderten sie nämlich vor sich hin, als wäre es ihr freier Wille, dem sie folgten. Die Wahrheit nahmen sie gar nicht wahr oder ignorierten sie. Eine stumpfsinnige Ausdruckslosigkeit herrschte auf ihren hölzernen Gesichtern, die Georg tief ängstigte.

Mit dem letzten Funken Hoffnung in seinem Herzen riss er sich noch einmal zusammen und wandte sich flehend an die vorbeilaufenden Puppen. Kreidebleich packte er sie hart bei den Gliedern. Er versuchte sie zu belehren, endlich aus der Unmündigkeit aufzuwachen und sich von den Fesseln zu befreien. Er versuchte sie sehen zu machen, dass diese Fesseln sie alle versklavten und ihnen jeden Schritt des Lebens aufoktroyierten. Er versuchte schließlich, sie zur Rebellion zu bewegen, um dadurch endlich einen eigenen Willen zu erlernen und reifen zu lassen.

Doch sein Bemühen schlug fehl. Empört befreiten sich die Menschen aus seinem Griff. Schroff wiesen sie ihn ab und verschrien ihn als einen dummen Jungen, der dem Wahnsinn verfallen sei. Manche drohten gar mit Prügel. Manche schüttelten nur den Kopf und meinten, dass er unbedingt mit Zucht und Ordnung belehrt

werden müsse. Allen gleich war, dass sie Abstand von Georg nahmen und ihn wüst beschimpften.

So kam bald die ganze Straße in Aufruhr. Alle entrüsteten sich über diesen verrückten Jungen. Da brach die Panik in Georg Bahn. Sie strömte durch seinen ganzen Körper und floss in jede Faser. Tatenlos musste er mit ansehen, wie die Puppen von den Stricken geführt wurden, wie sie wie seelenlose Wesen umher wandelten und nichts gegen ihre Unfreiheit unternahmen.

Auch Georg bemerkte bald zu seinem Entsetzen, dass er zielstrebig zu seinem Elternhaus schritt, obwohl sich alles in seinem Inneren dagegen sträubte und auflehnte. Die starken Seile brachen jedoch seinen Widerstand und zerrten ihn geradewegs zum Ziel. Er versuchte sich mit seiner ganzen Kraft zu wehren. Er wollte sich von den Stricken losreißen, die ihn versklavten und zu seiner Folterbank führten. So begann er sich mitten auf der Straße zu schütteln und wie ein Wahnsinniger an den Seilen zu reißen. Er hoffte, sich dadurch endlich seiner Fesseln zu entledigen.

Doch statt der Befreiung empfing ihn nur großer Schmerz. Mit den Seilen riss er auch an seinem Körper, den kurz darauf die ersten blutigen Wunden zierten. Mehrere Puppen, die ansonsten ihren Weg unbeirrt forteilten, blieben nun verwirrt stehen. Schnell bildete sich dadurch ein Kreis um Georg. Zunächst schauten sie dem Jungen bei seinem mutigen Todeskampf zu. Als der Anblick jedoch zu schrecklich wurde, näherten sich ihm einige sacht. Sie redeten auf ihn ein und versuchten ihn zu beruhigen. Doch Georg sah nur die hölzernen Gesichter um sich herum. Er schrie und sprang auf.

Panisch blickte er sich um und sah all die Marionetten, die ihn ausdruckslos anblickten.

Da rannte er plötzlich los. Er rannte um sein Leben. Er rannte, als verfolgten ihn die Furien. In Windeseile war er aus der Stadt. Kein Mensch konnte mit ihm mithalten. Georg wollte dem Horror seiner Hinrichtung entfliehen und eilte durch die Felder, auf denen er zuvor den Bauern gesehen hatte, mit dem dieses schreckliche Grauen begonnen hatte. Er lief dem Hügel entgegen, der ihm am Morgen noch so viel Trost gespendet hatte. Schon bald hatte er den Lärm der Stadt und der Menschen weit hinter sich gelassen und die Anhöhe prustend und keuchend erreicht. Gegen das Zerren an seinen Gliedern gelangte er erneut zu dem zauberhaften Wald, in den er vormittags geflüchtet war und in dem er die friedliche Lichtung gefunden hatte.

Seine Gedanken liefen unaufhörlich durcheinander. Sie trieben ihn in den Wahnsinn. Die Frage nach der Möglichkeit einer Befreiung von diesen Fesseln hämmerte wie ein wildes Tier gegen seinen Kopf. Doch keine Antwort erreichte seine Sinne. Er fand keinen Weg, sich von diesen Fesseln zu befreien. Wie besessen lief er auf dem Hügel hin und her. Immer wieder blickte er furchtsam in das Tal hinunter, das bereits im Dunkeln lag. Die Sonne ging langsam unter, als er erneut erschrak.

Aus der Ferne hörte er bereits einige Stimmen, die ihn entsetzlich beängstigten. Sie waren noch weit entfernt, doch schallten deutlich zu ihm hoch. Georg fühlte sich unsicher. Er wusste, dass die Puppen seiner Fährte gefolgt waren, um ihn zurück zu holen und wieder in einen willenlosen Untoten zu verwandeln. Er sollte die Seile

seiner Demütigung wieder für selbstverständlich erachten und sie dadurch nicht mehr wahrnehmen.

Aber er hatte sie nun wahrgenommen. Er konnte nicht mehr so tun, als wären sie nicht da. Er konnte nicht mehr zurück.

Da durchzuckte ihn die Erkenntnis. Wie ein Blitz durchschoss ihn die Lösung. Eilig suchte er in seiner Tasche, die er geistesabwesend den ganzen Tag mit sich herum geschleppt hatte. Er suchte nach dem Medium seiner Befreiung. Er suchte nach dem Werkzeug seiner Erlösung. Er wollte nicht in die Hände seiner Feinde fallen. Zu seiner Bestürzung fand er es aber nicht. In hohem Bogen schmiss er deswegen seine Tasche auf den Boden und leerte sie hastig aus.

Da war es. Neben Stiften und Heften lag seine Verheißung verlockend auf dem Moos. Mit blitzenden Augen nahm er sein ganzes Glück und hielt es in den Händen. Das war seine Freiheit!

Es gab nur eine Möglichkeit sich dieser Seile zu entledigen, nur eine einzige Möglichkeit. Er hatte die Wahrheit nun einmal erkannt und konnte, selbst wenn er es wollte, nicht mehr in Unwissenheit leben. Genauso wenig konnte er aber mit dem Wissen leben, dass die Seile es waren, die über ihn herrschten, dass nur diese Seile es waren, die ihn ständig kontrollierten und seine Schritte bestimmten. Er hatte sie aus seinem Leben zu verbannen. Er wollte seine tatsächliche Freiheit erlangen und seinen freien Willen entfesseln.

Es blieb also nur eines zu tun: Er musste diese Fesseln der Folter und Sklaverei von seinem Körper trennen. Er musste sie durchbrechen. Er musste sie abschneiden, wollte er jemals ein

eigenständiges Leben führen und ein selbstbestimmtes Individuum werden. Er musste sie vernichten.

Der Schweiß rann ihm über das Gesicht. Seine Augenlider zuckten vor Aufregung, während er das Messer mit pochendem Herzen in den Händen hielt. Er schaute es lange an, begutachtete es. Sein Urgroßvater hatte es ihm einst geschenkt, unter der Bedingung, es nur zu besonderen Zwecken zu verwenden. Und welche Situation wäre wohl geeigneter als die jetzige? Georg hoffte inständig, dass seine Klinge für die festen Seile scharf und groß genug sei.

In seiner Hoffnung versunken rüttelte ihn plötzlich der Ruf seines Namens auf. Er erkannte die Stimme seiner Eltern, die nicht mehr weit entfernt schienen. Georg musste sich beeilen, wollte er nun endlich seine Freiheit erlangen und nicht mehr zu jenen willenslosen Puppen gehören, die lediglich durch die Seile auf die Suche nach ihm gezerrt worden waren.

Georg holte tief Luft. Seine Hände zitterten, doch er war sich seiner Sache so sicher, dass er sofort mit seinem Werk begann. Er wollte nicht länger ein unfreies Wesen sein. Er wollte nicht mehr einer fremden Macht folgen. Er wollte endlich frei sein. Voller Hoffnung fing er deshalb an, das Seil seines linken Armes durchzusägen. Als sich die ersten Fasern rasch lösten, wunderte er sich, dass es einfacher war als gedacht. Doch die Freude hielt nicht lange. Bald spürte er den zuckenden Schmerz, der seinen Arm quälte und zu zerreißen drohte. Unbeirrt setzte er sich aber über die Qual hinweg, bis er schließlich den Strick gänzlich durchgeschnitten hatte und das Blut in Fontänen spritzen sah. Die rote Flüssigkeit erschrak ihn zutiefst. Sobald er den ersten Schock jedoch überwunden hatte,

wurde ihm bewusst, dass die Seile ja mit seinen Gliedern verwachsen waren. Ein wenig Blut musste er für seine Freiheit also in Kauf nehmen. Mit festem Glauben vollzog er danach die Operation auch an seinem anderen Arm, schließlich an seinen Beinen. Zuletzt widmete er sich seinem Kopf, so dass er sich nach kurzer Zeit aller Seile entledigt hatte.

Während diese in den Himmel gezogen wurden und verschwanden, sank er geschwächt zu Boden. Die heldenhafte Tat hatte ihn nicht nur Überwindung, sondern auch viel Kraft gekostet. Abgekämpft aber glücklich schaute Georg den dunkelroten Blutflüssen hinterher, die aus seinen Gliedern und seinem Kopf flossen.

Plötzlich fühlte er, wie ihn eine kalte Angst packte. Sie griff nach seinem Herzen und ließ es erzittern. Es begann auf einmal schnell und stark zu pochen. Er fühlte seine Arme und Beine nicht mehr. Er konnte sie nicht mehr bewegen. Panik kam in ihm auf. Doch schnell beruhigte er sich. Er redete sich zu, dass ihm wohl noch die nötige Kraft fehle, vielleicht musste er auch noch kurz warten, weil er seinen Körper noch nie selbst bewegt hatte. Er musste einfach warten. Er musste sich nur noch ein bisschen gedulden. Bald wäre es soweit, ganz bald.

Und dann fühlte er es auf einmal. Wie durch ein Wunder fühlte er sich plötzlich befreit und vermochte frei zu atmen. Er spürte immer mehr, wie die Freiheit in seine Adern strömte, wie er sich leicht zu fühlen begann, als schwebte er durch die Lüfte. Sie trugen ihn hoch und höher. Er wurde immer leichter. Immer weiter stieg er hinauf und schwebte immer fort, bis ihm schließlich vom Fliegen



schwindelig wurde. Auf einmal wurde es unglaublich hell um ihn herum. Ein Licht erstrahlte. Er verschmolz mit dem Licht, zu dem er geflogen war, und ging in ihm auf. Eine wohlige Wärme und Geborgenheit empfing ihn, die er nicht kannte.

Innerlich lächelte Georg. Er freute sich, der Unfreiheit endlich entkommen zu sein und als Einziger den richtigen Weg gefunden zu haben, als Einziger überhaupt das Wesen der Menschen erkannt und sich nun zu einem wahren Menschen empor gehoben zu haben. Die quälenden Seile konnten nun nicht mehr an seiner Person zerren, ihm nicht mehr befehlen. Wie eine ungeheure Last fiel das Marionettendasein von ihm ab, wie ein zentnerschwerer Stein fielen seine Sklavenketten zu Boden. Georg genoss seine grenzenlose Freiheit, die nun auf ihn wartete und ihn bereits umgab.

Eine leichte Müdigkeit befahl ihm jedoch nach seiner heroischen Tat. Sanft bedeckte sie seine Augen. Erschöpft konnte er nur noch die roten Flüsse verfolgen, die in das von der Abendsonne rötlich erstrahlte Tal hinab zu fließen schienen. Er blinzelte. Immer weniger konnte er sich gegen die Müdigkeit wehren. Der Schlaf schien ihn zu übermannen. Immer öfter fielen ihm die Augen zu, bis er sie schließlich nicht mehr zu öffnen vermochte.

Seine Eltern fanden ihren Sohn schließlich am Abend auf jenem Hügel, der noch hinter den Feldern lag. Er lehnte gegen einen Baum, der ein Vorbote eines üppigen Waldes war. Tränen und Angst standen deutlich in ihren Gesichtern, da Georg den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen war. Ergebnislos hatten sie ihn seit Stunden gesucht. Nun endlich hatten sie ihn gefunden. Rasch bemerkten sie Georgs geschlossene Augen und sein blasses Gesicht. Doch ein

zufriedenes Lächeln stand auf seinen Lippen, gerade so, als hätte er sich einer schweren Last entledigt. Er schien, als wäre er endlich aus einem unangenehmen Traum erwacht, der ihn zutiefst gepeinigt hatte.

Ja es sah ganz und gar so aus, als hätte er sich selbst befreit.